

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 41 [i.e. 44] (1962)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite: Frauenarbeit gegen den Alkohol

Erscheint jeden zweiten Freitag
Verkaufspreis 30 Rp.
Auflage über 20 000 Exemplare

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.50 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich, Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofskiosken. Abonnements-einzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 25 Rp., Reklamen: 75 Rp. — Placierungsvorschriften werden nach Möglichkeit berücksichtigt. — Inseratenschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Ein Leben für den Schweizer Verband Volksdienst – Frauen bauen für Alleinstehende

Die Frauen zur Revision des KUVG

Die diesjährige Frühjahrssession der eidgenössischen Räte, die in den ersten drei Märzwochen in Bern stattfindet, wird weitgehend der Beratung von Gesetzesentwürfen gewidmet sein. Die Frauen interessieren vor allem die Revision des Kranken- und Unfallgesetzes. Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht hat deshalb an die Mitglieder des Ständerates eine Eingabe gerichtet, die wir nachstehend im Wortlaut bringen.

Betr. Gesetzesentwurf 8251 zur Aenderung des Ersten Titels des Bundesgesetzes über die Kranken- und Unfallversicherung.

Sehr geehrter Herr Präsident, Sehr geehrte Herren Ständeräte,

Wie Ihnen bekannt sein wird, haben wir bereits Ihrer Kommission eine Eingabe zur Teilrevision des KUVG unterbreitet. Im Hinblick auf die demnächst stattfindende Beratung erlauben wir uns, Ihnen ebenfalls unsere Wünsche und deren Begründung hiemit bekannt zu geben.

Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht hat mit Interesse die verschiedenen Vorschläge für Verbesserungen zur Kenntnis genommen und ist überzeugt, dass diese Gesetzesrevision von besonderer Dringlichkeit ist.

Ohne auf die Einzelheiten all dieser Bestimmungen einzugehen, hält er es jedoch für seine Pflicht, Ihre Aufmerksamkeit auf die Fassung des Art. 6 bis, Alinea 2 zu lenken, durch welche eine besonders stossende Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz festgelegt werden soll, indem die Ermächtigung der Krankenkassen, die Beiträge ihrer Mitglieder nach dem Geschlecht abzustufen, legalisiert werden soll, und zwar bis zu einer Differenz von 25 Prozent. Eine derartige Ungleichheit in der Behandlung der Kassenmitglieder widerspricht zunächst dem Hauptgrundsatz der Solidarität, welcher die Grundlage jeder Versicherung ist, durch welche das Risiko des einen durch die Gesamtheit der Versicherten zu decken ist. Diese Ungleichheit ist bei einer Sozialversicherung, die teilweise durch staatliche Mittel finanziert wird, um so stossender.

Die Ungleichheit der Beiträge stellt überdies eine Verletzung des Grundsatzes der Gerechtigkeit dar, wenn man die wirklichen Ursachen bedenkt, die zu den erhöhten Arzt- und Arzneikosten der Frauen führen.

Die Frauen sind durch fehlende Hilfe im Haushalt und in vielen Fällen durch die Notwendigkeit des Mitverdienens, sei es im Betrieb des Mannes oder auswärts, doppelt belastet. Dies führt besonders bei Müttern zu einer Überbelastung, welche nach übereinstimmender Ansicht der Aerzte ihre Anfälligkeit für Krankheiten erhöht.

Schliesslich sei nicht vergessen, dass die vermehrte Inanspruchnahme des Arztes durch die

Frauen auch wegen speziellen Frauenleiden erfolgt, für deren Ursachen man bestimmt nicht die Frauen verantwortlich machen und für deren Heilung und Behandlung man infolgedessen auch nicht ihnen allein die erhöhten Prämien überbinden darf.

Ferner ist die Tatsache zu erwähnen, dass im Falle der Erkrankung des Mannes meist die Frau die Pflege übernehmen kann, wodurch der Krankenkasse Ausgaben erspart werden. Erkrankt dagegen die Frau, so ist ihr Mann oft genötigt, sie in Spitalkosten zu geben, so dass für die Kasse erhöhte Kosten entstehen.

Unser Verband erlaubt sich, weiter darauf hinzuweisen, dass, was die Taggeldversicherung anbelangt, der Bundesrat in seiner Botschaft auf Seite 65, 1. Alinea selber folgendes feststellt:

Im Dienste der geistigen Landesverteidigung

Sie ist ein Gebot der Stunde. Wie sehr und in welchen Formen, das ergibt sich aus der Prüfung der Lage, die erst eine klare Erkenntnis der Gefahr und ein entsprechende Gegenwehr ermöglicht.

Daher bietet die Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie» an ihrem 14. staatsbürgerlichen Informationskurs vom 24. März in Bern zwei gewichtige Vorträge, für die sie zwei hervorragende Sachkenner zu gewinnen vermochte. Da von aussen wird von innen Gefahren drohen, muss auch die Wachsamkeit nach innen und nach aussen gerichtet sein. Vielleicht liest man etwas erstaunt, dass der erste Vortrag, der «die schweizerische Landwirtschaft im Rahmen der neuen europäischen Entwicklung» beleuchtet, auf den ersten Blick eher eine innenpolitische Frage scheint, bei der man nicht gleich an Verteidigung denkt. Und doch ist sie auch auf diese Notwendigkeit hin von grosser Bedeutung. Trotz dem in der Landwirtschaft, in der noch vor hundert Jahren mehr als die Hälfte des Volkes seine Existenz fand, heute nur noch ca. ein Sechstel sein Brot findet, und trotzdem der Mangel an Arbeitskräften und der Wegzug der jungen Generation ernste Sorgen bereiten, ist das, was hier produziert wird, immer noch eine wesentliche Grundlage unserer Existenz. Die Frage, ob dieser eine Sechstel des Schweizervolkes durch sein redliches tägliches Bemühen auch sein entsprechendes Auskommen finde wie andere Volksteile, geht alle an, die ein Verantwortungsgefühl für das Wohl des Ganzen spüren. Herr Dr. E. Jaggi, Direktionspräsident einer unserer grossen landwirtschaftlichen Genossenschaften, wird uns die heutige schwere Lage der Landwirtschaft skiz-

zieren; sie ist schwer infolge der rapiden industriell-technischen Entwicklung, in der Schweiz, wie in Europa und überall in der Welt. Es geht besonders um die bevorstehenden Regelungsversuche durch die europäische Wirtschaftsgemeinschaft, zu der die Schweiz eine Assoziation sucht. Wir wissen zu wenig von diesen Nöten, wir wissen auch im allgemeinen von den Reformbemühungen im Inland und im Ausland zu wenig, und doch haben alle Schichten des Schweizervolkes an einer Verbesserung dieser Lebenslage mitzuarbeiten, verständnisvoll und hilfsbereit. Nur ein durch inneren Zusammenhalt gefestigtes Volk kann den Unterminierungsversuchen Widerstand leisten. Die Gefährdung unserer staatlichen Gemeinschaft kommt nicht nur von aussen!

Von aussen aber kommt sie mit massiver Wucht in verschiedenen Formen und auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, das wird der Vortrag «die Schweiz im Kalten Krieg» dartun. Professor Walter Hofer von der Universität Bern hat sich als Geschichtswissenschaftler in Berlin lange Jahre mit dem Totalitarismus als Nationalsozialismus und als Kommunismus auseinandergesetzt. Er ist hierin Sachkenner par excellence, Herr des Stoffes, ein Mann tapferen Einsatzes aus Ueberzeugung und ein Meister des Wortes.

Die beiden Redner werden Wesentliches und Aufregendes zu sagen haben. Möchten sie viele aufmerksame Hörerinnen finden am Samstagnachmittag, dem 24. März 1962, im Bürgerhaus in Bern. Wir hoffen da recht viele Landfrauen anzutreffen!

Ida Somazzi

men der zulässigen Differenzierung der Mitgliederbeiträge nach dem Geschlecht ausgeglichen werden.

So überbindet der neue Gesetzesentwurf in der Taggeldversicherung die Kosten der Mutterschaft allein den Frauen, was speziell alleinstehenden Frauen gegenüber, welchen die Leistungen bei Mutterschaft nicht zukommen, eine schwerwiegende Ungerechtigkeit in sich schliesst.

Wir möchten auch darauf hinweisen, dass in anderen Versicherungsweigen, wie zum Beispiel der Motorfahrzeug-Haftpflichtversicherung, der Unfallversicherung und der Lebensversicherung für Männer und Frauen stets gleiche Prämien erhoben werden, und zwar auch dann, wenn — im Gegensatz zur Krankenversicherung — die Männer das grössere Risiko für die Versicherung bedeuten als die Frauen. Dass in solchen Fällen die Prämien für die Frauen nicht reduziert werden, entspricht der Rechtsgleichheit und ist unseres Erachtens durchaus in Ordnung.

Wir sind über die Ungleichheit der Behandlung von Männern und Frauen um so mehr bestürzt, als die höheren Prämien für die Frauen ausgerechnet in dem Moment sanktioniert werden sollen, da die Schweiz sich weigert, den Grundsatz der gleichen Entlohnung von Mann und Frau anzuerkennen. Bei dem geringeren Verdienst der Frauen bedeuten die höheren Krankenversicherungsbeiträge eine um so grössere Belastung.

Unser Verband, der sich die Bekämpfung jeglicher Diskriminierung zum wesentlichen Ziel gesetzt hat, kann nur mit aller Energie gegen eine Lösung protestieren, die ebenso unbillig wie einer wahren Demokratie unwürdig ist.

Auf Grund dieser Argumente und Beispiele stellen wir nachdrücklich die Forderung, dass der Grundsatz der Solidarität unter den Geschlechtern im Sektor der Krankenversicherung respektiert werde.

Der Ausgabenüberschuss für Arzt- und Arzneikosten kann in unserem Versicherungssystem mit seinen zirka 1100 Krankenkassen bekanntlich nicht durch die blosse Vorschritt gleicher Prämien innerhalb der einzelnen Kasse gelöst werden. Unseres Erachtens sollte aber der Ausgleich nicht durch eine nach dem Geschlecht differenzierte Prämie, sondern durch Bundesbeiträge herbeigeführt werden.

Wir hoffen, dass Sie unseren begründeten Behauptungen Rechnung tragen, und begrüssen Sie, sehr geehrter Herr Präsident, sehr geehrte Herren Ständeräte, mit dem Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung.

Für den Schweizer Verband für Frauenstimmrecht: Die Präsidentin: Dr. iur. Lotti Ruckstuhl.

Die Sekretärin: Dr. iur. Antoinette Quinche, avocate.

Für die juristische Kommission des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht: Die Präsidentin: Emma Kammacher, avocate.

Frauen unserer Zeit

Erika Faul-Symmer

Die Karriere einer Bildjournalistin

Wo lebt man besser als im Tessin, wenn man Künstler ist? Die schöne, heitere Umgebung, das milde Klima, die unannahmliche Atmosphäre dieses südlichen Landstriches verführt nämlich nicht, wie viele Uneingeweihte glauben, zum seligen Dolce-far-niente, sondern verleitet Arbeitsschwung. Das ist die Ansicht Erika Faul-Symmers, die seit einigen Jahren in Pregassona lebt und um keinen Preis mehr ihren Wohnsitz in den Norden verlegen möchte.

Ihre Karriere begann allerdings in der deutschen Schweiz, wo sie zuerst als Sekretärin in einem Pressebüro arbeitete und dort alle vorkommenden Arbeiten erledigte. Allerdings hatte sie bereits Gelegenheiten, Fotos zusammenzustellen und Texte zu schreiben und so in Berührung mit dem Journalismus zu kommen. Das Resultat war, dass sie sich selbstständig machte, indem sie begann, Berichte über aktuelle Ereignisse zu schreiben und Filmberichte zu verfassen. Ans Selbstphotographieren dachte sie noch keineswegs, sondern sie verwendete zu ihren Artikeln als Illustration Photos von Kollegen, da bebilderte Arbeiten immer mehr verlangt wurden. Dann kam der Tag, an dem sie sich tatsächlich einen Photokopierapparat zulegte und sich von einem Kollegen in die Geheimnisse der Photokunst einweihen liess.

Es war Kriegsbeginn, und die Arbeitsmöglichkeiten begannen, schwierig zu werden. Frau Faul arbeitete vorerst bei einer Filmgesellschaft als Sekretärin, begann aber bald damit, systematisch Bilder und Texte zu versenden und jedes Thema zu be-

handeln, das ihr vor die Kamera lief. Schon damals lezten sämtliche schweizerischen Frauenzeitungen nach Modeaufnahmen, nach Photos von Handarbeiten und Rezepten, nach Reportagen, die die weiblichen Leser interessierten. Die Aufträge begannen in Menge einzugehen.

«Bildjournalistin ist ein reiner Idealenberuf», gesteht Erika Faul mit einem kleinen Seufzer, «man muss ausgesprochene Freude an der Sache haben, und das ist nicht schwer, kommt man doch in Kontakt mit vielen Menschen, unzähligen Berufsarten und Industrien. Aber reich werden wollen — dahin darf das Bestreben nicht gerichtet sein; es ist nämlich ziemlich hoffnungslos!»

Die netteste Reportage, an die sie sich erinnern kann, war diejenige, die sie «Weihnachten im Gotthardtunnel» betitelt: Tag für Tag kontrollieren Patrouilliere, immer zu zweit, den Gotthardtunnel. Es war früher Sitte, am Heiligen Abend ein Bäumchen in der Mitte des Tunnels aufzustellen und dort Weihnachten zu feiern. Bei dieser Feier durfte Erika Faul assistieren —, und auf diese Reportage ist sie noch heute stolz!

Mehr und mehr verlegte sie sich auf Interviews mit Photos von sogenannten Prominenten: ihre Mappe ist gefüllt mit wohlgeordneten Aufnahmen von Richard Katz, Erich Maria Remarque, Richard Seewald und vielen andern. Es kommt ihr zugute dass sie schnell Kontakt mit den Menschen findet und deshalb sogar «Schwierige», ausgesprochen gut und entspannt auf die Platte bannt.

Dabei ist ihre Aufgabe nicht einfach! Wenn ein Team ausgeschiedet wird (nämlich Journalist und Photograph), dann hat es der Photograph leichter während sein Kollege sich mit dem «Opfer» unterhält, kann er ungestört abknipsen, dessen Ausdruck festhalten oder jene natürliche Pose, Erika Faul aber geht stets allein, und da es ihr vor allem daran liegt, keine «gestellten» Bilder zu machen, ver-

sucht sie, ihre Objekte abzulenken. Die Photos gelingen am besten, wenn der aufs Korn Genommene raucht oder in einem Manuskript blättert, wenn er mit seinem Hund spielt oder mit seiner Partnerin umgezungen spricht. Letztes Jahr war Erika Faul in Griechenland, das sie begeisterte. Sie erhielt im November die schöne Aufgabe, Athen mit einer schreibenden Kollegin zu besuchen. Innert fünf Tagen mussten alle Aufnahmen gemacht sein —, das war eine Riesenaufgabe und eigentlich, neutral betrachtet, ein Fehler, denn um gute Photos zu



liefern, sollte man Zeit haben. Dies ist auch der Grund, weshalb sie sonst selten im Ausland arbeitet. Dies bedingt finanzielle und zeitliche Opfer und setzt eine beinahe übermenschliche Summe an Arbeit voraus.

Heute verlangen die Zeitschriften viel mehr schweizerische Themen als früher; diese sind ja eigentlich unerschöpflich. Doch auch hier heisst es, ausgetretene Pfade zu vermeiden und aktuell zu sein.

Erika Faul fotografiert seit fünfzehn Jahren, und jedesmal bringt ihr das Entwickeln und Vergrössern, was sie alles selbst bewerkstelligt, neue Spannung; Langeweile im Beruf, öde Routine kennt sie nicht.

Im Vordergrund ihrer beruflichen Tätigkeit steht ihr der Mensch, und daher macht sie am liebsten Porträts; sogar wenn sie Industrie-Aufnahmen zu machen hat, konzentriert sie sich nicht auf die tote Maschine, sondern auf ihre Beziehung zum Menschen.

Ihre heutige Umgebung, der Tessin, ist der ideale Boden für ihren Beruf. Es herrscht kein hektischer Betrieb, der den schöpferischen und künstlerischen Fähigkeiten nicht bekommt. Der Tessiner ist ein freier Mensch, der zwar sein Pensum schafft, aber das Tempo nicht überdreht; eine Philosophie, die Erika Faul übernommen hat, ebenso wie die Naturverbundenheit des Südländers.

Freischaffende können es sich nicht leisten, abzuwarten, bis ihnen die gebaterten Tauben (lies: Aufträge) in den Mund fliegen. Auch wer so bekannt und so vielbeschäftigt ist wie Erika Faul muss immer wieder neue Ideen präsentieren, Vorschläge machen, auf Motivjagd gehen. Sie ist weder ein rasender Reporter — ständig mit gezückter Kamera —, noch ist sie sensationslüchrig, sondern ein aufgeschlossener, liebenswerter und begabter Mensch, der mit offenen Augen durch die Welt geht!

Adèle Baerlocher

Marie-Louise Schumacher †

Ein Leben für den Schweizer Verband Volksdienst

«Als enge Mitarbeiterin von Frau Dr. E. Züblin-Spiller war Fräulein Schumacher von 1921 bis 1951 massgebend am Aufbau des Schweizer Verband Volksdienst-Soldatenhilfe beteiligt. Als Pionierin der Sozialarbeit hat sie die Grundlagen für die moderne Fabrikfürsorge geschaffen.» So steht es in der Todesanzeige der am 1. März im 77. Altersjahr nach gefasster ertragreicher Krankheit verstorbenen Marie-Louise Schumacher. In diesen zwei Sätzen ist ein Lebenswerk umrissen. Wie aber wollte man sagen, was sich an Enthusiasmus für die Sozialaufgaben unserer Zeit, an Energie und Pflichterfüllung, an Güte und echter mütterlicher Liebe zum Mitmenschen in diesem Lebenswerk verströmt hat? Sie steht in unserer Erinnerung, wie wir sie so oft auf den Bürgerstockkonferenzen des Volksdienstes getroffen haben: die kleine, zierliche, energische Frau, deren Augen leuchten konnten vor Begeisterung, aber auch in ehrlicher Entrüstung Blitze schliessen, wenn es eine Anschauung oder einen Menschen zu verteidigen galt. Was für ein senkrechter Mensch war sie doch, diese Marie-Louise Schumacher, die in einer kleinen, bescheidenen Schrift über die 30 Jahre ihrer Volksdienst-Arbeit («Erlebtes und Erstrebt») berichtet hat und ohne es zu wollen und ohne es zu wissen sich in dem Werk, mit dem sie restlos verbunden war, verewigt hat.



Aus luzernischem Geschlecht stammend, als viertes Kind des Kantonschullehrers Dr. Schumacher 1905 geboren, erfuhr Marie-Louise Schumacher ihre Ausbildung am Lyceum in Leipzig, wo sie auch das staatliche Diplom an der neugegründeten Hochschule für Frauen erwarb, das zur Leitung einer Frauenschule befähigte. Auf ein Universitätsstudium musste sie verzichten, da ihre drei Brüder studierten. 1915 wurde dann der jungen Schweizerin die Leitung der Frauenschule Leipzig anvertraut, die sie, erfüllt von der Liebe zur Lehrtätigkeit und dem Bedürfnis nach Umgang mit der Jugend aller Altersstufen, bis 1921 mit Begeisterung innehatte, trotz den schweren Jahren des Ersten Weltkrieges und den folgenden Streik- und Bürgerkriegswirren. «Der Erziehungsbefehl ist der Kulturbefehl der Frau», das war das Motto der führenden Frauen in dem aufgeschlossenen Kreis, dem Marie-Louise Schumacher sich zugehörig fühlte, und mit diesem Gedanken kam sie 1921 in die geliebte Heimat zurück, um fürderhin ihr zu dienen. Erziehung fasste sie in dem Wortes weitester Bedeutung, für sie war Erziehung im Platonischen Sinne die Weitergabe der Fackel des Lebens.

Als 1919, bei ihrem ersten Zusammentreffen in der Heimat, Frau Dr. Züblin sie fragte, was sie von Wohlfahrtseinrichtungen der Industrie denke, da hatte Marie-Louise Schumacher spontan geantwortet: «Ich halte sie für eine soziale Verpflichtung des Arbeitgebers gegenüber seinen Arbeitnehmern, ohne dass damit die Arbeit verbunden werden darf, diese dadurch dauernd an das Werk zu binden und in die Beziehung zu massgebend zu machen.» Und tatsächlich auch Frau Dr. Züblin, um es war kein Zufall, dass diese beiden gleichdenkenden Frauen sich verbanden und einen langen Weg zusammengingen. Marie-Louise Schumacher begann ihre Arbeit im neuen Werke Volksdienst (SV), in welches das Soldatenwerk umgewandelt worden war, in einer Zeit der grossen wirtschaftlichen Krise, der Teil- und Ganzarbeitslosigkeit (ohne Arbeitslosenversicherung) und des verheerenden Misstrauens zwischen Arbeitnehmern gegen jede noch so gut gemeinte Absicht des Arbeitgebers. Ihre erste Aufgabe war die Einrichtung ei-

ner internen Haushaltungsschule bei Bally AG in Schönenwerd für junge arbeitslose Fabrikmädchen. Im Oktober 1921 wurde die erste Anlernschule mit 48 Schülerinnen gestartet, die die staatliche Anerkennung erhielt. Krisenzeiten wechselten mit wirtschaftlicher Blüte — aber «die Idee marschierte». Im Jahre 1930, als Marie-Louise Schumacher die Personalabteilung im SV übernahm, führte dieser schon 77 Betriebe mit 416 Angestellten. 1937 waren es deren 600 in 90 Betrieben, über deren Leistung, Eignung und Charakter die Leitung der Personalabteilung jederzeit Bescheid wusste. Es war ihr Ziel, den qualitativen Stand des Personals aller Kategorien bedeutend zu heben, und ihrer Gabe der Menschenerziehung und der klugen Einführung ist es zu verdanken, dass ein früher hoher Personalwechsel norm herabgesetzt werden konnte.

Marie-Louise Schumachers eigentliche Pionierarbeit aber lag in der Schaffung der Grundlagen für die moderne Sozialarbeit in Fabriken. Das war es, was ihr am meisten am Herzen lag: Schaffung und Entfaltung von Beratungs- und Fürsorgestellen der Industrie für ihre Belegschaft und deren Familien. Sie ist so die eigentliche Begründerin der Fabrikfürsorge in der Schweiz auf privater Basis gewesen. Die Anstellung der ersten schweizerischen Fabrikfürsorgerin erfolgte mit der Eröffnung der ersten Beratungs- und Fürsorgestelle durch den Volksdienst — als einer neutralen Organisation — bei der Maschinenfabrik Gebr. Bühler in Uzwil. Bald folgten Geigy in Basel und die Maschinenfabrik Oerlikon. Vom Jahre 1942 an, in Zusammenhang mit dem Zeitgeschehen und dem Wandel des Zeitgeistes, wurden dem SV in rascher Folge immer mehr Beratungs- und Fürsorgestellen zu Einrichtung und Führung übergeben, kleine und mittlere Betriebe schlossen sich zusammen, um ihrer Belegschaft die Wohlthat einer Fabrikfürsorgerin verschaffen zu können — 1947 führte der SV 19 Beratungs- und Fürsorgestellen im Auftrag von 65 Firmen. Marie-Louise Schumachers grosses Anliegen war er-

füllt. Im letzten Jahrzehnt ihrer Volksdienst-Arbeit, während des Zweiten Weltkrieges wurden vom SV über 100 Soldatenstuben geführt, dazu zahlreiche Flüchtlings- und Internierungslager, neben der Verpflegung von täglich gegen 50 000 zivilen Gästen in den Wohlfahrtshäusern der Industrie, der SBB und PT und fünf Baukantinen an der Sustenstrasse. Was Wunder, wenn jeder in diesem Werk seine letzte Kraft einsetzen musste und die Personalabteilung, bei welcher der Bestand auf 1500 Angestellte in 130 Betrieben gestiegen war, die aufreibendste Arbeit ohne Atempause zu bewältigen hatte?

Am 31. August 1951 feierte die Verstorbene ihr 30jähriges Dienstjubiläum, und im September 1951 nahm sie Abschied von dem grossen Werk, das ihr in all den Jahren intensiver Mitarbeit zum Lebensinhalt geworden war. Aber in der Folge war das Fürsorge-selbst-Leben nicht ihre Sache. Sie erinnerte sich der Jugendlesestube, die sie in ihrer Leipziger Zeit betreibt hatte, der Nachmittage in den Wohlfahrtshäusern in den kritischen zwanziger Jahren, da sie den Arbeiterkindern Geschichten erzählt und Bücher vorlesen begann, die sie ihnen dann, wie in Leipzig, zur eigenen Lektüre überliess. Und so gründete Marie-Louise Schumacher aus dem Bedürfnis ihres jugendlichen, lebenden Herzens in Zürich die erste Jugendlesestube, das was sie scherzend ihr Ruhestandswerk nannte. Die kleine, neuartige Gründung wurde mit Begeisterung aufgenommen, der Kreis der Lesestubekinder aus der Altstadt wuchs und wuchs. Die Zürcher Lesestube ist mancherorts im Lande nachgeahmt und über die Grenzen hinaus bekannt geworden.

Als dann ihre Kräfte abzunehmen begannen, da vertraute die Gründerin ihr kleines Werk den erfahrenen Händen von «Pro Juventute» an, deren Freizeitszene es seit Herbst 1960 auf breiter Basis weiterführt.

Bewegt nehmen nicht nur Vorstand und Geschäftsleitung und alle Mitarbeiter des Schweizer Verbandes Volksdienst, der ihr so viel zu danken hat, sondern auch alle, die die Verstorbene in ihrer beispielhaften Arbeit für unser Land und unsere Arbeiterschaft erlebt haben, von Marie-Louise Schumacher Abschied.

Suzanne Oswald

Osthandel, ja oder nein?

Zum Artikel «Die Schweiz und der Osthandel» im Frauenblatt vom 2. März 1982 seien folgende Bemerkungen erlaubt:

Ich bedaure sehr, dass die Frage des Osthandels in diesem Artikel nur vom handelspolitischen Standpunkt aus betrachtet, und dass über die ideale Seite des Osthandels nicht gesagt wird. Ganz im Gegensatz zu diesen Zeilen steht der Artikel von Herrn Nationalrat Dr. Bretscher in der «Neuen Zürcher Zeitung», vom 1. März 1982 (Morgenblatt), betitelt «Grundsätzliche zur Diskussion um den Osthandel». Herr Dr. Bretscher schreibt unter anderem:

«Jede grundsätzliche Betrachtung des Osthandelsproblems darf von der Annahme ausgehen, dass sich die fundamentale Gegensätzlichkeit der Geschichtsordnungen des Westens und Ostens auf allen Gebieten, also auch auf demjenigen der Wirtschaft auswirken muss. Wir übersehen oft, dass das kommunistische System auch die Wirtschaft in den Dienst seines umfassenden Kampfes gegen den Kapitalismus stellt... Schon Lenin höhnte, dass die Staaten, die wegen unseres Terrors... Krieg gegen uns führen, gegen ihren Willen Handelsbeziehungen aufnehmen müssen, obwohl sie wissen, dass sie uns damit stärken».

Weiter führt Dr. Bretscher aus: «Die Einfuhr westlicher Investitionsgüter... hat die Bedeutung und die Wirkung einer Entwicklungshilfe für den Aufbau des Kommunismus... Solange der Aussenhandel für den Osten Politik, für den Westen dagegen Geschäft bedeutet, wird die gegenwärtige Situation mit ihren Nachteilen für die freie Welt bestehen... In diesem Sinne ist die Kritik an einem allein durch das Geschäftsinteresse bestimmten, durch keine höheren Überlegungen gezielten Osthandel ein erfülllicher Ausdruck des Willens zur geistigen Landesverteidigung.»

Mich persönlich dünkt, wir Frauen sollten kritisch bleiben, und so im Alltag einen kleinen Beitrag zur geistigen Landesverteidigung leisten.

Bertha Christen-Schinz

«Ein kleines Rad im grossen Räderwerk» — über vierzig Jahre lang

Auf Ende 1961 ist in Bern Fräulein Hedwig Türlir Sekretärin des Vorstehers des Eidgen. Volkswirtschaftsdepartements, nach 45 Dienstjahren zurückgetreten. In dieser Zeit ist sie nicht weniger als sieben Bundesräte eine sichere Stütze gewesen, nachdem sie die ersten Jahre auf unsern Gesandtschaften in London und Madrid tätig gewesen war. Vernehmen wir sie selbst, wie sie über ihre Arbeit berichtet, und zwar im SAFFA-Jahr 1958, wo auch ihr Bild mit Bundesrat Holenstein in der Abteilung «Die Frau im Bundesdienst» zu sehen war. Sie schreibt in der Schweizer. Beamteneilung und hat die Briefform gewählt:

Bern, den 14. August 1958

Liebe Freundin!

Ich soll Dir aus meiner über vierzigjährigen Tätigkeit im Bundesdienst berichten! Das mache ich gern, habe ich doch während dieser langen Zeit mit Begeisterung meine Arbeit verrichtet. Ich hatte in meiner Jugend die herrliche Gelegenheit, auf schweizerischen Gesandtschaften im Ausland tätig zu sein. Gibt es etwas Schöneres als fremde Städte und Menschen kennen zu lernen und dabei einen sicheren Verdienst zu haben, sich in einer Sprache zu vervollkommen? Später hatte ich den Vorzug, dem Departementchef direkt zu unterstehen. Was es da an mannigfachen Arbeit gab! Fragen, die die ganze Volkswirtschaft umfassen: von der Kaninchenzucht zur Seidenbandindustrie, von der Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche zur Förderung des Fremdenverkehrs, von der Hasen- und Giraffeninfuhr zum Käseexport, die ganze Skala der sozialen Fragen, von der Krisenunterstützung zur AHV, von der Preis- und Mietkontrolle zum sozialen Wohnungsbau, von der Futtermittelindustrie zur Uhrenindustrie, vom Problem der Unter- und Ueberproduktion auf den verschiedensten Gebieten der Landwirtschaft zur hohen Handelspolitik!

Eine weitere Etappe schloss mit dem tragischen Zusammenbruch einer starken Persönlichkeit in den schicksalsschweren Tagen des zweiten Weltkrieges nach der grosszügigen Schöpfung der Organisation der Kriegswirtschaft. Ein ungebeugter, charakterfester Laise steuerte dann das Schiff. Mit seinem scharfen Humor wusste er scharfen Worten die Spitze zu brechen.

Ehrungen, Rücktritte

Beim eidgenössischen Kunststipendien-Wettbewerb 1982 erhielten (unter 15 Auserwählten) zwei Malerinnen ein Stipendium: Marietta Gulotti, Bern, und Barbara Ruedi, Dietikon ZH, und eine Malerin (von sechs) einen Ehrenturnierpreis: Fleur Jaeggy-Mombelli, Muraltoloco.

Das Drama: «Und das sind unsere Flügel» von Marie Anne Stibel, Zürich, wurde im Zyklus «Zürcher Dramatiker» von einigen bekannten Schauspielern im «Podium» aufgeführt. Das Stück war beim internationalen Wettbewerb in Bregenz unter 479 Werken in die engere Wahl von 26 aufgenommen worden, und die Autorin wurde, wie wir schon früher meldeten, von der Zürcher Literatur-Kommission ausgezeichnet.

Unter den fünf Schweizer Experten für Entwicklungsländer, die von den Vereinigten Nationen und ihren Spezialorganisationen mit besonderen Aufgaben betraut worden sind, befindet sich auch eine Frau, Fräulein A. Salina, Vuerrens VD. Später ist in der FAO mit einer Expertenmission in Brava (Kongo) beauftragt worden. — Längere Zeit war Fräulein Salina für die UNESCO in Albanien und Vietnam tätig.

Auf Vorschlag des französischen Konsuls in Basel wurde Madame Hissarlian, Musicographin, wohnhaft in Grenchen SO, dem Grand prix «Chevalier des palmes académiques» ausgezeichnet.

Für die nächste Spielzeit ist Annelies Corradi, Bühnenbildnerin am Staatstheater Wiesbaden, an Stadttheater Basel verpflichtet worden.

Nach 31jähriger Tätigkeit am Radio Lausanne tritt Angèle Golay in den Ruhestand, nur die Mitarbeit am Wunschkonzert vom Sonntag morgen behält sie noch bei (2000 Briefe pro Sendung). Bis 1939 war sie die einzige Ansagerin von Lausanne. Als der Kriegszug wegen nur männliche Ansager gewünscht

wurden, bekümmerte sie sich um die Koordination der Sendungen und bereitete die musikalischen Unterlagen vor, was damals viel schwieriger und komplizierter war als heute. Als «Alters»-Beschäftigung hofft sie sich wiederum der Malerei widmen zu können, sie hat schon mit Erfolg ausgestellt.

Ausland

Internationaler Wettbewerb für Komponistinnen: Ein vierter Wettbewerb um den von Helena Rubinstein gestifteten Preis findet 1982 in Buenos Aires statt. Organisatoren: Circulo Feminino Musical «Santa Cecilia» und Internationales Musiker-Brief-Archiv, Berlin-West. Werke für Kammerorchester, für Chor oder Soloinstrumente können bis 30. Juni 1982 eingereicht werden zu den üblichen Wettbewerbsbedingungen nach Buenos Aires, Thames 2037, Argentinien.

Brasilien: Wie Klara Wehrli in der «Reformierten Schweiz» berichtet, hat Eunice Weaver Grossratess getan zur Bekämpfung der Lepros in ihrem Land. Sie schuf die erste Leprolakone in Brasilien und war, zuerst mit eigenen Mitteln, unermüdetlich aufklärend tätig, so dass 1931 Brasilien, das den höchsten Prozentsatz an Leprösen gehabt hatte, prozentual an letzter Stelle stand. Mit Hilfe der Regierung wurde die Leprolakone vermehrt. Donna Eunice brachte es auch zustande, dass die Kinder der Leprösen, die gesund geboren werden, auch gesund aufwachsen. Sie bleibt in Kontakt mit den Patienten und den Kindern und freut sich über die zeitgemässe Entwicklung der einst primitiven Kolonien. Ihr Name ist der berühmteste Frauennamen in Brasilien.

Indien: Zum ersten Mal wurde eine Ausländerin, Frau Alice Khan (Schweizerin), zur Präsidentin des «Maharashtra State Women's Council» gewählt.

Westdeutsche Bundesrepublik: Dieser Tage erhielt Frau Billa Freudenberg in Weinheim das Grosse Bundesverdienstkreuz als Anerkennung für ihre stille geistige Teilhaberschaft am erfolgreichen Unternehmen ihres Ehegatten. (BSF)

Haus-Frauliches

Es gibt ihn noch, den kleinen Handwerker!

Im Zentrum Luganos und umweit der Stätte, an der das Alte den modernen Neubauten weichen muss, hat Meister Alfonso Schütz seine Werkstatt eingerichtet. «A. Schütz» und «avant» steht an der Tür geschrieben, wollen auch «Vengo subito» über dieses Mal haben wir Glück. So drücken wir auf die Klinke und treten ein. Ein langgestreckter Raum, dessen Fenster auf den Hof des geräumigen alten Hauses führen, tut sich auf. Zunächst nehmen wir in der Ueberfülle der Gegenstände überhaupt keine Einzelheiten wahr. Im Hintergrund jedoch sehen wir den Meister. Er hält einen Feldstecher in der Hand und gibt einem jungen Mädchen die nötigen Anweisungen dazu. So können wir uns inzwischen ein wenig umschauen. In unserer Zeit des übersteigerten Spezialistentums wirkt diese alte Werkstatt köstlich lebendig. Da liegen in Pappschachteln aufgereiht und mit Zetteln versehen, zerbrochene Brillengestelle, Uhren und ihre Bestandteile warten auf die kundige Hand, eine schwarzweisse Handtasche lehnt sich zärtlich an eine elegante himmelblaue. Doch herrscht in diesem vermeintlichen Chaos eine wohlüberlegte Ordnung.

Nun verabschiedet sich das junge Mädchen und verlässt das Lokal. Meister Schütz kommt uns entgegen, begrüsst uns freundlich und nimmt uns so die Befangenheit. Denn eigentlich hatten wir ein schlechtes Gewissen, dass wir diesem fleissigen Manne seine Zeit stehlen. Güte und Humor liegen in seinen Augenwinkeln und in seinem Lächeln. Davon zeugt auch die Tafel, die verkündet: «Oggi non si fa debito, domani si...»

Meister Schütz zeigt uns einen Globus, der zugleich Lampe und Uhr ist und einen Käfig mit einem Vogel, der ein Spielwerk enthält, das repariert werden soll. «Die hat mir ein Antiquitätenhändler aus Amsterdam geschickt», meint er, und nun klingelt ein wenig Stolz aus seiner Stimme. «Ja, haben Sie denn auch ausländische Kunden?» fragen wir, denn es erscheint uns merkwürdig, dass diese sich in eine Werkstatt verirren, die sich so bescheiden in einem Hinterhaus versteckt. «Die Hotels schicken mir ihre Gäste, wenn diese irgend etwas zu reparieren haben», erwidert Meister Schütz, «sehen Sie, dieser Photoapparat kommt aus Paris, die Brille aus London, die ganze Welt gibt sich hier ein Stelldächlein.» Dass seine Kunden zufrieden sind, muss er uns nicht versichern.

Auf der Werkbank zwischen Feilen, Schraubenziehern und Eisentellen spaziert eine helgelbe

Ente herum. Man könnte glauben, sie sei nur zum Scherz dort aufgebaut, aber nein, auch ihr Mechanismus funktioniert nicht mehr, und so wurde sie Meister Schütz sachkundigen Händen anvertraut.

«Ja, reparieren Sie denn eigentlich alles?» fragen wir erstaunt. «So ziemlich», lautet die Antwort. Wahrscheinlich, er scheint ein richtiger Zauberkünstler zu sein. An der Wand hängt ein Diplom, das Alfonso Schütz als Feinmechaniker ausweist. «Sicherlich hatten Sie von kleinauf ein grosses Interesse für alle technischen Dinge?» möchten wir wissen. «Ja», bestätigt er. «Ich stamme doch aus dem Uhrenkanton, der Vater aus Bern, die Mutter aus Le Locle, geboren bin ich in Corgemont und in St. Imier aufgewachsen. Schon als zehnjähriger Bub habe ich mich in allen möglichen Werkstätten herumgetrieben. Es gab für mich überhaupt nichts anderes. Mein Vater war in leitender Stellung in der Uhrenindustrie tätig. Ich selbst habe niemals eine Lehre absolviert, sondern mir alles allein erarbeitet, aber auch Abendkurse besucht. Was überhaupt nur einen Mechanismus besitzt: Uhren, Brillen, Photoapparate fällt in mein Arbeitsgebiet. Später zogen wir dann nach Mailand, und von dort kam ich nach Lugano und war viele Jahre als Kontrollleur für die Kinooptik tätig. Vor etwa 15 Jahren habe ich mich dann selbstständig gemacht. Ich bereue es nicht. Nun ist mein Traum erfüllt, denn genau das habe ich mir immer gewünscht.»

Der Meister schweigt, denn dessen betritt ein älteres Ehepaar den Laden, dessen Photoapparat reparaturbedürftig ist. Wie liebevoll er schon die ihm anvertrauten Gegenstände in die Hand nimmt, nicht als seien sie aus totem Material hergestellt, sondern als lebten sie und hätten eine Seele. Man spürt, dass er ein eigenes, persönliches Verhältnis zu seiner Arbeit hat.

«Ja, aber wann arbeiten Sie den eigentlich?» fragen wir, als auch diese Leute gegangen sind, und der Zeiger der Uhr sich der Mittagstunde nähert. «Oh, jeden Abend so bis gegen 11 Uhr und sonntags auch, wenn nicht allzu schönes Wetter ist.»

Wir werfen noch einen letzten Blick über dieses Reich, ein Reich, von dem unsere Buben träumen, das mit vielen geheimnisvollen Gegenständen vollgestopft ist, und in dem noch etwas von jenem guten alten Handwerksgeist lebt, der heute im Zeitalter der Mechanisierung und Massenproduktion so selten geworden ist.

Hilde Wenzel

Mitteilungsblatt

des Schweiz. Bundes abstinenten Frauen

Herausgegeben von der deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung
Schriftleitung: Veronica Müller, Zürcherstr. 11, Basel, Tel. (061) 41 0694

Angeschlossen dem christlichen Weltbund abstinenten Frauen
(World's Women Christian Temperance Union, WWCTU)

Neue Folge des Wegweisers zur Frauenarbeit gegen den Alkoholismus

Nochmals: «Was Zeitgenossen über die Frauen sagen»

Unter diesem Titel brachte das «Schweizer Frauenblatt» in der Nummer vom 2. Februar wertvolle Beiträge aus der Feder schweizerischer Parlamentarier. Ein weiterer Beitrag zu diesem Thema ist uns gegeben worden in den Verhandlungen des Nationalrates während der Dezembersession 1961. Bei der Beratung des Geschäftsberichtes der Eidgen. Alkoholverwaltung, erklärte der Referent der nationalen Kommission, Regierungsrat Brawand (lt. NZZ Nr. 4691):

«Der Absatz von Spirit zu Trinkwecken hat eine beängstigende Höhe erreicht, die Einfuhr von Gin und Whisky hat um das zwei- und dreifache zugenommen, was zeigt, dass mit der Hochkonjunktur der Konsum an teuren Luxusschnäpsen ansteigt.»

In seiner Antwort wies (lt. Presseberichten) Herr Bundesrat Bourgniecht darauf hin, «dass auch die Damen Geschmack an den Schnäpsen gefunden haben». Früher sei diese Domäne der Männerwelt reserviert gewesen, aber die Damen hätten nun den Rückstand und das Fasten aufgeholt. Ein grosser Teil der Zunahme dürfe dem weiblichen Durst zugeschrieben werden, der in Bars, Tea-Rooms usw. gestillt würde.

Es soll ein grosses Gelächter gegeben haben, nach dem, was dieser hochgestellte Zeitgenosse über die Frauen sagte. Den anwesenden Frauen mag wohl das Lachen vergangen sein, wenigstens hörten wir später, dass einige der Meinung waren, wir Frauen sollten protestieren.

Aber ein Protest wäre wirklich ganz fehl am Platze. Denn — Herr Bundesrat Bourgniecht hat recht. Ob es eigene Beobachtungen sind, die ihn zu diesem Urteil bewegen, wissen wir nicht. Doch wird sein Urteil bestätigt von den Ärzten, wie uns die nachfolgenden, der Presse entnommenen Artikel zeigen.

Im Standardwerk «Psychiatrie der Gegenwart» von Professor Max Müller, dem bekannten Berner Psychiater, behandelt Oberarzt Dr. Rudolf Wüss auch das Problem des «Alkoholismus bei Frauen». Er schreibt darin u. a.:

«Alkoholismus ist bei Frauen wesentlich seltener als bei Männern; er nimmt aber in der letzten Zeit zu... Wurden früher vor allem Frauen in besonders gefährlichen Lebensumständen wie Tätigkeit im Gastgewerbe, Prostitution, oder sehr abnorme Persönlichkeiten trunksüchtig, so vollzog sich in den letzten Jahren mit der Umstrukturierung der gesellschaftlichen Stellung und der Tätigkeit der Frau sowie der Trinksituation eine Wandlung, welche die Ursachen des weiblichen Alkoholismus denen des männlichen annähert. Im allgemeinen entwickelt sich die Trunksucht bei den Frauen später als bei den Männern.»

Die Grüne Fee hat schon zu viel Nachsicht genossen

Einigkeit macht stark. Das haben sich offenbar auch die Absinthbrenner aus dem Traverstal gesagt, die sich zusammengesetzt haben, um gegen die Bussenverfügungen der Eidgenössischen Alkoholverwaltung Beschwerde einzulegen. Ein Neuenburger Anwalt hat sich bereit gefunden, ihre Interessen gemeinsam zu vertreten, was wiederum den «Nebel» später zu folgendem ironischem Vers angeregt hat:

«Wir empfinden ächte Sympathien für die braven Brenner. Der vom Bund so arg bedrohte Absinth...»

Wäre ohne brüderliches Bündnis kaum zu retten. Nur geballte Kräfte lockern harte Bemerkungen. Einigkeit macht stark. Es kommt nur darauf an, ob man das auf der Gegenseite auch erkennt. Heute macht es ganz den Anschein, als ob das nicht der Fall wäre. Der grosse Elan, der das Schweizervolk in der denkwürdigen Abstimmung vom 5. Juli 1908 dazu geführt, das Verbot der Herstellung und des Verkaufs von Absinth in unserer Verfassung zu verankern, gehört der Vergangenheit an. Die Bürger, die jenen Kampf bewussten mitlerbe haben, sind tot. Tot sind auch die Erinnerungen, die zu diesem Verbot führten. So ist es dazu gekommen, dass seine Notwendigkeit weitherum angezweifelt wird. So konnte es auch passiv sein, dass die Unverfrorenheit, mit der die heimlichen Absinthbrenner heute ihre angeblichen Rechte verteidigen, da und dort mitleidiges Verständnis findet; statt jenen den Marsch zu blasen, die sich über das Verbot hinwegsetzen, kritisiert man die Verwaltung, die sich endlich etwas energischer für dessen Wiederbeachtung einsetzt! Es müssen offenbar verschiedene Tatsachen wieder einmal in Erinnerung gerufen werden.

Die Volksbewegung für ein Verbot des Absinths wurde 1905 durch ein aufsehenerregendes Verbrechen in der kleinen waadtländischen Gemeinde Comburg bei Coppet ausgelöst. Wie Felix Bonjour in seinen «Souvenirs d'un Journaliste» berichtet, hat dort der 30-jährige alte Weinbergarbeiter Jean Lanfray am Abend des 28. August 1905 seine Frau und die beiden zehnjährigen und vierjährigen Töchterchen Blanche und Rose im Absinthrausch erschossen. Wegen einer Nichtigkeit. Als man ihn tags darauf vor die drei Särgen führte, sagte er immerzu: «Das habe ich doch nicht getan. Sagen Sie mir doch, dass nicht ich das getan habe. Ich hatte doch meine Frau und meine Kinder so sehr lieb!» Lanfray wurde zu dreis-

sig Jahren Zuchthaus verurteilt. Bevor das Urteil rechtskräftig wurde, erhängte er sich in seiner Zelle.

Der Mord erschütterte die ganze Gemeinde. Sie versammelte sich am folgenden Sonntagabend im Schulhaus, wo eine doppelte Petition — die eine unterzeichnet von den Männern, die andere von den Frauen — zuhanden der kantonalen Behörden beschliesen wurde, die im Kanton Waadt den Verkauf von Absinth verboten werden sollte. Die Petitionen wurden nahezu von jedem zweiten volljährigen Waadtländer unterschrieben. Und schon im Jahr darauf wurde das kantonale Verkaufsverbot von den stimmberchtigten Bürgern bestätigt.

Die Bewegung hat vom Waadland auf das übrige Land übergriffen. Zunächst auf den Kanton Genf, wo im April 1907 ein gleiches Verbot gutgeheissen wurde. Darauf hatten sich auch die eidgenössischen Räte damit zu befassen. Auf dem Weg des Rechts der Volksinitiative, das damals erst anderthalb Jahrzehnte in Kraft stand, wurde gegen den widerstrebenden Bundesrat dem Staatsgrundgesetz der Satz eingefügt, dass «Fabrikation, Einfuhr, Transport, Verkauf und Aufbewahrung zum Zwecke des Verkaufs des unter dem Namen Absinth bekannten Liquors» im ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft verboten sei. Das Initiativgebeten war das erste in der Geschichte unseres Bundesstaats, dem Erfolg beschieden war. Und besonders bemerkenswert ist, dass es vor allem von der welschen Schweiz gefördert wurde. Nur der Kanton Neuenburg, der auch heute wieder in Opposition macht, war ein Herz des Widerstands!

Heute ist der Ernst der Absinthlosigkeit vergessen. Es gibt keine Wirt mehr, die schon am Vormittag zum voraus auf allen ihren Tischen Gläser voll Absinth bereitstellen, um dem Ansturm der chronischen Apéro-Gäste gewachsen zu sein. Man weiss kaum mehr um die verheerenden Wirkungen, die das Gift des Absinthliquors auf das menschliche Hirn hat, indem es zu totwühlenden Anfällen führt. Und doch gibt es den Absinth noch. Unter harmlosen Bezeichnungen wie «Telephon», «Gletschervasser» und wie alle die Decknamen heissen, kann man das bei der Mischung mit Wasser milder weisende Getränk mehr oder minder offen in zahlreichen Wirtschaften, besonders der Westschweiz, beziehen. Und wo kein Original-Absinth ausgeschrieben wird, sind doch seine zahlreichen Nachahmungen, wie «Pernod» und dergleichen zu haben.

Für manche Leute ist der Absinth zum Sport geworden, zu dem neben den besonders anmindernden Wirkungen des Getränks der Charakter des Verbottenen verleiht. Es ist jedoch ein Sport, der gefährlich wäre, wenn er wieder die früheren Ausmasse annehmen sollte. Deshalb kann vor einer Missachtung der Vorschriften nicht genug gewarnt werden. Man hat es damit schon zu leicht genommen, wie der Umfang der jüngst festgestellten Verstösse dartut. Zu leicht ist es den heimlichen Brennern gefallen, sich in Apotheken und bei anderen Lieferanten den notwendigen Alkohol und die erforderlichen Ingredienzien — Wermutkraut, Fenchel, Koriander, grüner Anis und Menthol — laufend zu beschaffen, aus denen sie dann den heimtückischen Liqueur destillieren. Gerade diese weitgehende Toleranz wird denn auch heute von seinen der ertrappen Sünder den Behörden vorgehalten. Sie haben die Unverfrorenheit, das so etwas wie ersessene Rechte abzuleiten. Ihre Beschwerden richten sich vorab gegen die Eidgenössische Alkoholverwaltung, deren Einmischung man augenscheinlich weniger gut erträgt als das Eingreifen der lokalen Gerichte, obwohl diese immer etwa wieder einen Absinthbrenner zu einer Busse verurteilt haben. Aber die Gerichtsbussen nahmen anscheinend als «natürlichen Betriebsrisiko» in Kauf. Sie waren gewissermassen in den Preis eingerechnet und nie allzu scharf bemessen gewesen. Das Geschäft rentierte trotzdem.

Mit den jüngsten Vorfällen im Traverstal verhält es sich etwas anders: Ausgehend von der Einsicht, dass mit der Einschränkung der Hausbrennerei, wie sie durch die Alkoholgesetzgebung verfügt worden ist, energischer vorangemacht werden muss, wenn das Ziel der Gesetzgebung erreicht werden soll, haben die Kontrollorgane der Alkoholverwaltung die Hausbrennerei intensiviert. Dabei ist man auf manchen Brennereien gestossen, der nicht unter den 24 000 gemeldeten Brennereibesitzer mit dem Entzug der Geräte und saftigen Bussen gestraft worden. Und das ist nun eben ans «Läbige» gegangen! Besonders weil die Sanktion zusätzlich zur traditionellen gerichtlichen Busse wegen des Verstoßes gegen das Absinthverbot kam...

Denn das ist die viel zu wenig bekannte Rechtslage: Das Absinthverbot steht an sich ausserhalb der Kompetenz der Alkoholverwaltung. Seine Einhaltung wird vom Eidgenössischen Gesundheitsamt unter dem Titel der Lebensmittelgesetzgebung kontrolliert, deren Durchführung ist wiederum an kantonale Instanzen delegiert. Die Alkoholverwaltung hingegen ist nur für den Alkoholverkauf und die Brenneier zuständig. Man hat in verschiedenen Presseschriften der letzten Wochen wiederholt den Vorwurf gehört, dass die Alkoholverwaltung ein doppeltes Spiel getrieben habe, indem sie die Absinthhersteller offen mit Alkoholfisch liefert und daran lange ein Geschäft gemacht habe, ehe sie nun die gleichen Bezüger wegen der aus diesem Rohmaterial hergestellten Produkte bestrafe. Diese Darstellung ist unrichtig. In der Regel beziehen die Absinthhersteller ihren Alkohol von Dritten, eben von Apothekern, Drogisten und Kleinhändlern, und zwar unter falschen Angaben. Wo die Verwaltung von illegitimen Bezüger wusste, hat sie Bezügeraussprossen. Aber der Nachweis ist nicht immer leicht zu leisten, da es ja auch eine legitime Liqueurherstellung gibt, insbesondere auf dem Gebiet der Absinthnachahmungen.

Es wird aufschreierlich sein, den Gang des hängigen Beschwerdeverfahrens zu verfolgen. Wenn unsere Behörden gut beraten sind, lassen sie sich nicht durch die aufgebrachte «Volksmeinung» erweichen. Man hat der «Grünen Fee» schon viel zu viel Nachsicht erwiesen. Nun mit einer entschlossenen Durchführung des Absinthverbotes lässt sich dieses aufrechterhalten. Einbrüche, wie sie bei den Absinthnachahmungen offiziell und beim Originalabsinth inoffiziell toleriert werden, könnten bald einmal wieder einer verbreiteten Sichtigkeit rufen. Und zum Schutz der Gefährdeten ist ja das Gesetz gemacht — nicht für die andern, die wissen, was sie sich zumuten können!

Arnold Fisch

Wenn Dr. A. Fisch seine Arbeit schliesst mit den Worten: «Es wird aufschreierlich sein, den Gang des hängigen Beschwerdeverfahrens zu verfolgen, so haben die Beratungen des Nationalrates vom 6. Dezember 1961 diesen Aufschluss nun gebracht. Wir lassen noch einmal dem Berner Korrespondenten der BN, Dr. A. Fisch, das Wort.

«Fehl am Platz ist der Humor aber dort, wo damit die kaum zu verhehlende Absicht verfolgt wird, eine ernste Sache auf die leichte Schulter zu nehmen: Herr Bourgniecht hat sich nach Noten bemüht, die Geschichte mit dem Absinthverbot zu bagatelisieren. Zimmel bekam die eine, dann die andere Seite ein paar Hebe, und am Schluss war sozusagen alles in Frage gestellt.

«Wir fragen: Ist das Absinthverbot eine so lächerliche Angelegenheit? Weiss Herr Bourgniecht nicht, aus welcher Grundwelle der Besorgnis das Schweizervolk im Sommer des Jahres 1908 das Verbot der «Grünen Fee» in der Verfassung verankert hat? — Es mag Leute geben, die angesichts der jahrelangen Lässigkeit in der Ausführung der Verfassungsvorschriften die Anstrengungen der Alkoholverwaltung, in zahlreichen Wirtschaften, besonders der Westschweiz, beziehen. Und wo kein Original-Absinth ausgeschrieben wird, sind doch seine zahlreichen Nachahmungen, wie «Pernod» und dergleichen zu haben.

immer, dass er Unrechtes tat, und er zog daraus auch recht kräftig Gewinn. Es ist bedauerlich, dass der oberste Chef über seine Verwaltung hinweg deren übliches Unterfangen in Misskredit gebracht hat. Der Heiterkeitserfolg, den Herr Bourgniecht im Parlament sich erstritten, mag für einen Finanzminister, der gewöhnlich eher Aerger erregt, betörend gewesen sein. Er wäre besser seinem gewöhnlichen Ernst treu geblieben. Sein Humor ist eine schlecht plazierte Ausnahme gewesen.»

(Aus «Basler Nachrichten», 8. Dezember 1961.)

In einer Broschüre, welche die Eidgenössische Alkoholverwaltung im Saffa-Jahr herausgab, stellt sie die Frage: «Was kann die Schweizer Frau tun, um das Alkoholgesetz in seiner Wirksamkeit zu unterstützen?» und beantwortet sie unter anderem wie folgt:

«Bei der vielseitigen sozialen, erzieherischen und wirtschaftlichen Tätigkeit, welche die Frauen entfalten, bietet sich Ihnen auch manche Gelegenheit, in der Öffentlichkeit für eine wirksame Anwendung des Alkoholgesetzes einzutreten. Hier wie dort ist die Mitarbeit der Frauen sehr erwünscht und in hohem Masse willkommen. Die Alkoholverwaltung freut sich, bei der Erfüllung ihrer Aufgaben mit den Schweizer Frauen zusammenarbeiten zu können.»

Die Frage der Durchführung des Absinthverbotes und seiner Nachahmungen (Art. 32ter der Bundesverfassung) greift hinein in die oben erwähnten Aufgabengebiete der Frau; wir müssen ihr unsere Aufmerksamkeit schenken. J. V. M.

Eingehende Orientierung über die Absinthfrage gibt Heft Nr. 30 der Beilieferung zur Alkoholfrage: «50 Jahre Absinthverbot — Geschichte und Rechts» von Dr. iur. Eugen Blocher, alt Bundesrichter, Medizinisches von Dr. H. Steck, Professor der Psychiatrie, Lausanne, Direktor der Kant. Heil- und Pflegeanstalt Cery. Benno-Schwabe-Verlag, Basel.

Aus den Ortsgruppen

Die Ortsgruppe Herisau durfte am vergangenen 2. März ihr 50jähriges Bestehen feiern. Da wir leider nicht vorher darauf hinweisen konnten, möchten wir wenigstens nachträglich herzlich gratulieren und unsern Bundesgeschwestern Mut und Freude für die Arbeit der kommenden Jahre wünschen.

Wir erinnern alle Ortsgruppen an folgende Daten: 1. Delegiertenversammlung der deutschschweizerischen Ortsgruppenvereinigung Freitag, 30. März 1962, 14 Uhr, im Restaurant des Zürcher Frauenvereins f. a. W. «Karl der Grosse».

2. Zentralversammlung des Schweizerischen Bundes Abstinenten Frauen Samstag, 31. März 1962, 10.30 Uhr, im Kurhaus Rigibickel.

Strafmass für Absinthfabrikanten

Das Bundesgesetz betr. das Absinthverbot vom 24. Juni 1910 sieht für Fabrikation, Transport, Verkauf und Aufbewahrung des Absinths zum Zweck des Verkaufs Gefängnis bis zu zwei Jahren und Bussen bis zu 3000 Franken, oder bloss Gefängnis oder Busse, vor. Der Wert von 3000 Franken von 1910 entpricht mindestens demjenigen von 10 000 heutigen Franken. Diese Busse ist aber nie dem veränderten Geldwert angepasst worden.

Doch müssen sich die Richter in diesem Falle nicht an das heute veraltete Bussenmaximum von 1910 halten. Art. 48, 1, Abs. 2, des Schweiz. Strafgesetzbuches bestimmt nämlich, dass der Richter nicht an ein Bussenmaximum gebunden ist, falls der Täter aus Gewinnzweck gehandelt hat. Dies trifft zweifellos bei Rechtsbrechern zu, die Absinth für den Verkauf herstellen. SAS.

Spiritosenkonsum im Anstieg

Der Geschäftsbericht der Eidgenössischen Alkoholverwaltung für 1960—1961 bestätigt, dass der Konsum an abgetrunnenen Getränken in der Schweiz nicht nur gegenüber der Kriegszeit, sondern auch innerhalb des letzten Jahrzehntes stark gestiegen ist. Vergleicht man nämlich die zwei letzten Fünfjahresperioden, ergibt sich für die Rechnungsjahre 1956—1961 gegenüber den vorausgegangenen fünf Rechnungsjahren, beim Verkauf von Trinksprit eine Zunahme um zirka 17%, bei demjenigen von Kernobstbranntwein eine solche um fast 50%. Gegenüber den Kriegsjahren beträgt die Zunahme beim Trinksprit zirka 60%, während der Verkäufe von Kernobstbranntwein um das Siebenfache grösser geworden sind (!).

Auch der Import von Brantweinen und Likören klettert noch immer weiter hinauf. Betrug er vor der Erhöhung der Monopolgebühr im Februar 1959, nämlich im Rechnungsjahre 1958—1959, 1 796 300 kg, stieg er auf 2 400 000 kg in den folgenden drei Jahren, um 1960 bis 1961 auf 2 762 000 kg zu steigen, rund zwei Fünftel mehr als vor vier Jahren! Dies beweist schlagend, wie völlig ungenügend im Zeichen der Hochkonjunktur die erwähnte Erhöhung der Monopolgebühren gewesen ist.

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahmert) Berlin-Grünwald

„Nikolos“, rief er, «was hast du mit dem Bock zu schaffen? Komm her!... Knuern und durchschwitzte näherte sich Nikolos. Sie setzten sich auf einen Felsen. Der Junge war ganz ausser sich, dampfte und roch wie ein Bock. Hin und wieder stiess er einen Pfiff aus und warf einen Stein. Er suchte seinen Zorn zu verbergen, aber in ihm kochte es, denn Damos hatte ihn umgeworfen.

Manolios startete in die Weite und versuchte, seine verlorene Ruhe wiederzufinden, um die heilige Gestalt erneut zu Gesicht zu bekommen. Wie herrlich war es heute morgen gewesen, er hatte alle Sorgen vergessen. Die Welt war verschwunden, und es gab nur sie zwei zwischen Himmel und Erde, Manolios und ein Stück Holz. Und dann plötzlich eine weiche Stimme, zwei rote Lippen...

„Nikolos, zieh deine Flöte hervor und spiele... Mir ist nicht gut, Nikolos. Ich habe Sorgen. Spiel auf der Flöte, das mir leichter zumute wird.“

Der Junge lachte. «Es geht mir wie dir, Manolios», sagte er, «auch ich habe Sorgen. Stets und ständig will ich schlagen und prügeln, ich spiele auf der Flöte, aber das hilft nichts.»

«Was hast du für Sorgen, Nikolos? Doch nur Kinderleien.»

«Der Teufel hole mich, wenn ich es begreife. Ich bin einsam, Manolios, mein Gesellenallein. Es ist mir alles zuwider», antwortete der Junge aufrichtig. Er ergriff die Flöte, legte seine sonnengebräunten Finger auf die Löcher und begann zu spielen.

Die Hänge füllten sich mit Schafen und Ziegen und ihren Glocken. Der Berg bekam ein anderes Aussehen und wurde grün. Die Welt lockerte sich und bewegte sich, sie wurde zu einem leisen Ruf, der heranwehte. Doch plötzlich quoll Wasser hervor, es sprang perlend von Stein zu Stein. Das Wasser, die Glocken, der Berg verstummten allmählich. Sie verstummten nicht, sie wurden wie ein frisches, herausforderndes, frohes Lachen, wie ein Meer, das sich mit einem stillen Brausen zur Ruhe legte, wie schimmernde kleine Steine an den Ufern, wie Frauen, die badeten und lachten. Mit ausgestreckten Armen warfen sie sich ins Meer, sie liefen gegen die Wogen an, wurden umgeworfen, schrien verzückt und brachen in Lachen aus. Der ganze Strand war ein einziger Jubel. Niedergedrückt und ängstlich lauschte Manolios. Das Frauenlachen hüpfte spöttisch und spielerisch auf dem gekräuselten Meer, es hüpfte und entschwand und kam in den Armen der Wogen zurück — und dann wurde es plötzlich still, der Strand wurde ruhig, und Katarina stieg stumm und nackt aus dem Meer.

«Hör auf», brach Manolios aus und sprang auf. Nikolos wandte sich um und blickte ihm an, aber er spielte noch, auch ihn hatte die Musik gepackt, er hielt die Flöte noch an den Lippen und brachte es nicht über das Herz sie loszulassen.

«Hör auf, sage ich!», schrie Manolios wieder.

«Du hast mich unterbrochen, als es gerade am schönsten war!», sagte Nikolos ärgerlich und wischte die Flöte an seinen Knien ab.

In Manolios Augen traten Tränen.

«Was ist denn, Manolios, du weinst?», sagte der Hirtenjunge verwundert.

«Klammere dich nicht darum, es ist nur eine Flöte, ist nur Schall und Rauch.»

Manolios wollte fortgehen, aber die Beine gaben unter ihm nach.

«Mir ist nicht gut», murmelte er, «mir ist nicht gut...»

«Hast du das Wasser gehört?», fragte der Junge und lachte.

«Welches Wasser?»

«Ich dachte an Wasser, viel Wasser, als ich auf der Flöte spielte, denn ich war durstig», sagte er und war mit einem Sprung an der Eiche, an die er seinen Ranzen mit der grossen Wasserflasche gehängt hatte. Manolios hatte sie ihm gegeben und hatte einen Bock hineingeschnitten.

In seine Hand — ich hineingab, dachte Manolios. Ich habe Schüttelfrost...»

«Sieh nach den Ziegen», rief er Nikolos zu. «Ich gehe in die Hütte zurück und mache Käse.»

«Ich habe alles für das Feuer zurecht gemacht», antwortete Nikolos und trocknete sich die Lippen und die Brust. Er sah ihn fortgehen und über die Steine stolpern, und er tat ihm leid.

«Wenn dir nicht gut ist», rief er wieder, «lass mich den Käse machen und leg dich hin.»

«Weshalb sagst du das?»

«Weil du stolperst, wenn du gehst, und du bist ganz blass.»

«Du armer Kerl!», dachte er mitleidig, als er ihn hinter den Eichen verschwinden sah. «Ich sah von weitem die Lenio kommen. Das verfluchte Mädchen wird dir noch alle Kraft aus den Knochen saugen, armer Kerl...» Er nahm einen Stein und warf ihn wütend fort.

«Die verfluchten Weiber!», rief er laut. «Die verfluchten...»

Er sah den Leitbock Damos wieder herankommen, um ihn herauszufordern. Er beugte wütend seinen spitzen Kopf und raste auf ihn los.

Als Manolios zur Hütte gekommen war, wollte er Feuer anzünden und anfangen, Käse zu machen, doch er hatte keine Kraft dazu. Er setzte sich auf die Bank in der Sonne um warm zu werden, er zitterte. Die Sonne war im Sinken, bald hörte man die Glocken sich nähern und das Rufen des Niko-

los, der die Schafe und Ziegen mit Steinen und Pfiffen in die Hürden trieb.

Manolios' Gedanken bekamen Flügel. Sie flogen ins Dorf hinunter, in die Häuser, ins Café, auf den Markt. Sie flogen ins Haus des Priesters, er sah die Gemeindefürsten, die bestimmten, wer Petrus, Judas, Christus sein sollte... Er sah den Priester Fotis und die heimatlosen, flüchtigen Griechen, er sah seinen stolzen Zweikampf mit dem anderen Priester und die Frau, die aufschrie und ihren letzten Seufzer tat... Und dann hörte er wieder Gnanakos' Worte. Sie waren hart und hänselnd, aber doch so wahr: «Du sollst Christus sein und gedankt zu heiraten und dich zu beflecken... Heuchler, Heuchler, Lügner! Seine Gedanken flogen in das Zimmer seines Herrn, und zuvor auf den Hof zu Lenio, die ihm entgegenelaufen war und ihn ungeduldig und einschmeichelnd gefragt hatte: «Wann werden wir heiraten, Manolios? Wann? Wann?» und

auf die steinerne Bank. Sie schlugen das Zeichen des Kreuzes und machten sich hungrig an das Brot, das Fleisch und den weissen Käse. Nikolos dachte zornig an den starken Bock und Lenio. In seinen Gedanken vereinten sich der Leitbock und das dralle Mädchen, sie wurden eins, zuweilen sass Lenio ritlings auf dem Bock, zuweilen lag sie unter ihm und lachte...

«Der Teufel hole sie... Der Teufel hole sie», murmelte er plötzlich und ergriff einen Stein und warf ihn durch die Luft.

«Was sitzt du da und murmelst, Nikolos?», fragte Manolios. «Wen wirfst du mit Steinen?»

«Der Teufel schlägt seine Kreise um mich», sagte der Hirtenjunge und lachte. «Ich werfe Steine nach ihm.»

«Hast du ihn gesehen, Nikolos?»

«Ja, natürlich.»

«Und wie sah er aus?»

«Das ist meine Sache», antwortete der Hirtenjunge und tauchte sein erhitztes Gesicht in eine Schüssel mit Wasser.

Manolios beendete das Essen. Er schlug das Zeichen des Kreuzes und erhob sich.

«Nikolos», sagte er, «ich gehe heute ab ein wenig ins Dorf hinunter, lieb wohl.»

«Wieder ins Dorf?», brach Nikolos aus und wurde ärgerlich. «Was willst du wieder im Dorf? Ich glaube, der Teufel zieht seine Kreise auch um dich.»



dann, als er zum Berg hinaufging und einen Augenblick stehen blieb, um an der Quelle zu rasten... Sein Herz wurde weich.

«Katarina tut mir leid», murmelte er. «Es ist schade um sie. Sie hat den schlechten Weg eingeschlagen, sie wird untergehen.»

Sie tauchte wieder vor ihm auf mit ihrem schwarzen Koptuch, ihrem weissen Hals und den gefährlichen Lippen, die mit Walnussblättern eingerieben waren... Er hörte wieder ihren hoffnungsvollen Ruf: «Geh nicht, geh nicht, Manolios, als ob sie erwartete, dass er sie retten solle... Und plötzlich stand ihr Traum zum ersten Male klar und deutlich vor ihm. Ja, die Witwe hatte recht, nur er konnte sie retten. Gott selbst hatte es ihr im Traum gesagt, in seinen Händen hielt Manolios den Mond und gab ihr zu essen... Jetzt verstand er plötzlich die geheime Bedeutung und zuckte vor Freude zusammen. Der Mond war das heilige Licht, es war Gottes Wort, das die Nacht erhellt... Und es ist Gottes Wille, Gottes Befehl, dass ich, Manolios, es ihr geben soll. Er wird Magdalena, die sündige Witwe retten.»

«Ich muss sie treffen», sprach er zu sich. «Ich muss, jetzt, sofort. Jeder Augenblick, der vergeht, kann sie noch tiefer in Sünden stürzen... Ich muss, ich muss. Es ist meine Schuldigkeit.»

Er sah den kleinen, schmalen Weg, das gewölbte Tor, das grün gestrichen war, und den Eisenzaun... er sah die Hausschwelle, die so sauber glänzte... er war nie dort eingetreten, aber eines Sonntags erinnerte er sich, als das Tor geöffnet war und er hastig einen Blick hineinwarf, hatte er einen kleinen Hof, der mit grossen frischgewaschenen Steinen ausgelegt war, gesehen, er hatte Blumenöpfe, eine Basilikumblüte auf der Steinbank und üppige, rote Nelkenstauden am Brunnen gesehen...

Und Manolios' Gedanken eilten den Berg hinab. Sie erreichten das Dorf, schlugen den kleinen, schmalen Weg ein und überschritten die saubere Schwelle...

«Ich muss sie treffen! Ich muss sie treffen!», wiederholte er. «Das ist meine Schuldigkeit...»

Er empfand eine eigenartige Freude. Nun, das es ihm klar geworden war, weshalb es so notwendig für ihn war, sie zu treffen, da es nämlich nicht sein eigener Wille, sondern Gottes Geheiss war, fühlte er sich erleichtert. Nun verstand er, weshalb er so hartnäckig sich Tag und Nacht gesehnt hatte, die Witwe zu treffen. Er hatte geglaubt, dass die grosse Versuchung ihn triebe und hatte sich geschämt, aber jetzt... Freudig sprang er auf, Nun froh ihn nicht mehr, und die Beine versagten ihm nicht ihren Dienst. Er machte Feuer, stellte den Topf auf, goss Milch hinein, um sie zu kochen... Welche Wege wählt nicht Gott, dachte er, um einen Menschen zu erleuchten. Jetzt wurde sein Wille zum Traum und stieg zu den Kissens der Witwe hinab...

Nikolos kam näher, die Luft war vom Lärm erfüllt, die Schafe und Ziegen gingen in ihre Gehege, die Sonne senkte sich.

«Gut, Nikolos», rief Manolios von der Tür, und seine Stimme klang froh und klar, «melke die Tiere und komm herein, das wir essen können, ich bin hungrig.»

Tagsüber hatte er nicht einen Bissen zu sich genommen, der Hals war ihm wie zugeschnürt, doch jetzt spürte er Hunger.

Nikolos sah ihn verwundert an und lachte.

«Was ist mir 'ir? Eine frohe Nachricht?»

«Ich bin hungrig, komm, ich werde dir helfen.»

Sie nahmen die kupferbeschlagenen Eimer, legten sich nebeneinander auf die Knie und begannen sofort, die Ziegen zu melken. Und die Tiere standen dort froh, ihre fleblichen Last loszuwerden, die geschickten Finger empfanden sie wie Lippenpaare, die sogem.

Als sie geendet hatten, setzte Nikolos das Essen

«Nicht der Teufel, Nikolos, der ist vertrieben, aber Gott.»

Er benetzte sein Haar, blickte in den Spiegel und kämpte sich, dann ging er hinein und zog seinen feinen Bock, den Sonntagsrock an, Spiegel, Kamm und ein Koptuch steckte er in die Schärpe, wozu? Was sollte das? Er wusste es selber nicht.

«Es ist der Teufel, sage ich, es ist der Teufel!», wiederholte der Junge wütend, als er Manolios sich so zurechtmachen sah.

«Es ist Gott, es ist Gott...» sagte Manolios wieder, schlug das Kreuz und ging seine Weges.

Er geht, um Lenio zu treffen, der Teufel hole sie alle beide, dachte Nikolos und spielte aus. Und noch einmal wurden der Leitbock und Lenio vor seinem inneren Auge eins.

Es war schon dunkel geworden, Liebesdurstig und hungrig begannen die Nachtvögel ihr Lied, am Himmel hingen die ersten grossen Sterne. Wenn es doch noch dunkler würde, dass man mich nicht im Dorfe sieht, dachte Manolios, als er langsam den kleinen, gewundenen Pfad herunterstieg. Er sann darüber nach, was er ihr sagen sollte, damit Gottes Worte geraden Wegs Eingang fänden in ihr Herz. Ich werde ans T r klopfen, dachte er, sie wird kommen und öffnen... Sie wird erstaunt sein, mich zu sehen, sie wird das Tor schliessen, und wir werden hineingehen... Den kleinen Hof hatte er gesehen, vor ihm hatte er keine Furcht, auch die Blumenöpfe, die Basilikumstauden, den Brunnen... Aber drinnen? Manolios zitterte, er blieb stehen, um

Atem zu holen. Drinnen ist gewiss das Bett, dachte er.

Er wurde verwirrt, er wusste nicht mehr, was er ihr sagen sollte, weshalb er so spät in der Nacht vom Berg herunter kam und an ihr Tor pochte. Sie würde ihn erröten und in Verlegenheit geraten sehen, und sie würde lachen. «Du kommst also doch, Manolios», würde sie sagen, «und weisst selbst nicht, weshalb du kommst. Hast du nicht auch einen Traum gehabt? Hat der Böse dir den Traum geschickt oder die Jungfrau Maria? Oder waren es vielleicht beide? auch das kann geschehen, Manolios — und da kommst du und wirst erst von Gott und dem Paradies reden und dann, ohne dass es verstanden, Manolios, und ohne dass ich Aermste es verstehe, werden wir uns im Bett in den Armen liegen... Du bist ein Mann und ich bin eine Frau, so hat Gott uns geschaffen, ist es unsere Schuld? Wenn wir beieinander sind, wird die Leidenschaft uns packen, wir werden die Besinnung verlieren...»

Das Blut stieg Manolios zu Kopf. Die schamlosen Gedanken stiegen brausend in ihm auf, er hörte klar und deutlich die Worte der Witwe, wie sie lachte und sich ihm näherte... Er spürte schon ihren Atem, er sog schon den Duft von Mastix und Nelken aus ihrer offenen Bluse ein, den Duft ihres warmen Leibes...

Da wurde er plötzlich schwach, die Beine versagten ihm den Dienst, und er setzte sich auf einen Stein.

Wer ist es, der in mir spricht? fragte er sich erschrocken. Wer ist es, der da lacht? Was ist das für ein Knie, das sich dem Meinen nähert? Er hatte wirklich diese Worte und das Lachen der Witwe in sich gehört — und seine Nasenflügel waren noch von ihrem Duft erregt. «Hilf mir, mein Gott!», schrie er und hob den Blick zum Himmel auf.

Doch der Himmel schien ihm heute so hoch, so weit fort von den Menschen zu liegen, gleichgültig und stumm, weder freundlich noch feindlich, und er zitterte. Die Sterne blickten auf ihn herab, und sein Herz erstarbte. Mitunter konnte er in Winternächten von der Hirtenhütte unter den verschneiten Zweigen die Augen der Wölfe leuchten sehen, — gelb, unbeweglich und voller Hass — so erschien ihm auch heute abend die Sterne.

Der Gedanke an die Witwe umschmeichelte ihn wieder wie Honig. In all der Kälte und Feindseligkeit der Welt kam er wie eine Erquickung zu ihm. Nun sagte sie nichts mehr, sie lachte nicht, sie lag bebend auf ihrem breiten Bett und gurrte — dankbar und vorwurfsvoll zugleich — wie eine Taube.

Manolios hielt sich die Ohren zu, um nicht mehr hören zu müssen, es surrte in seinem Kopf, seine Halsadern schwoilen. Er spürte, wie das Blut ihm wieder zu Kopfe stieg, wie es die Schläfen fast sprengte, wie die Augenlider schwer wurden und sein ganzes Gesicht juckte und brannte. Ihm war, als ob tausend Ameisen über seine Wangen, sein Kinn und seine Stirn liefen.

Der kalte Schweiß brach ihm aus, er hob die Hand, glitt hastig mit ihr über sein Gesicht — und fuhr jäh empor.

«Mein Gott! Mein Gott!», wollte er rufen, aber er konnte es nicht. Er legte die Hand wieder an die Wangen, an die Lippen, an den Hals; sie waren geschwollen, der Mund war vollkommen verstopft, er konnte ihn nicht öffnen.

«Was ist mit mir? Weshalb bin ich so geschwollen? dachte er und fuhr sich verzweifelt über Gesicht und Kinn. Sein ganzes Gesicht war wie eine Trommel, aber es schmerzte nicht. Nur die Augen brannten und begannen zu rinnen.»

Ich muss sehen, was es ist, ich muss wissen, was es ist, dachte er; er zog den kleinen Taschenspiegel heraus, blickte sich, zündete eine dürre Distel an... In dem flackernden Licht sah er sein Gesicht und schrie auf. Das ganze Gesicht war in Schaum gehüllt, die Augen waren zu zwei kleinen Perlen geworden, die Nase war in den geschwollenen Wangen verschwunden, und der Mund nur noch eine schmale Oeffnung. Das war kein Menschenantlitz mehr, das war eine fleischige Maske, widerwärtig und ungeheuerlich. Mein Gott, das wird doch nicht aussatz sein? schoss es ihm plötzlich in den Sinn, und er sank zu Boden.

Er zog wieder den Spiegel hervor, wandte jedoch sofort den Kopf voller Abscheu ab. Ist das ein Mensch? Ein Teufel? Er sprang auf.

«Ich kann nicht weitergehen... Wie sollte sie mich ansehen, wie sollte ich mit ihr reden können? Ich ekele mich, ich gehe wieder zurück.»

Er wandte sich um und lief wie geteizt den Pfad hinauf.

Als er zur Hütte kam, blieb er stehen. Er schlich sich hinein, um Nikolos nicht zu wecken, und machte Licht. Morgen früh wird es mir mit Gottes Hilfe gewiss besser gehen, dachte er und beruhigte sich ein wenig.

Ein schönes Geschenk

welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das

Schweizer Frauenblatt

Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

Die Unterzeichnete bestellt:

..... Geschenkabonnement Fr. 12.50

..... Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80

..... Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen

als Geschenk an

Genauere Adresse des Bestellers

Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden.

Die Beschenkte erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein

Schweizer Frauenblatt
Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Geschenkabonnement



Dank «Merkur»-Rabattmarken

33 1/3 % billiger reisen

denn für 4 gefüllte Sparkarten = Fr. 4.— erhalten Sie 6 Reisesparken im Werte von Fr. 6.—

„MERKUR“

KAFFEE-SPEZIALGESCHAFT

Frauen in andern Ländern

Jacqueline, die schnellste Frau der Welt

Sensationsbericht auf den Titelseiten der amerikanischen Presse:

Als Pilotin eines T-38-Twin-Jetflugzeuges erreicht Jacqueline Cochran die Stundengeschwindigkeit von 842,6 Meilen und wird damit die «schnellste Frau der Welt».

Die Karriere dieser charmanten Amerikanerin mutet wie ein Märchen an. Sie beginnt denn auch mit dem Worten: «Es war einmal ein sehr armes, junges Mädchen namens Jacqueline, das in einem kleinen Ort in Florida lebte. Das Kind wusste nicht, wer seine Eltern waren — und weiss es bis zum heutigen Tage nicht. Oft hungerte die kleine Jacqueline, doch wenn ihr Magen besonders laut knurrte, nahm sie ein Korn und eine Schmir und wandte eine List an. Diese Schmir mit dem Korn zog Jacqueline vor einem herumwandernden Huhn, bis sie das Federvieh erwischt! Zuerst hatte sie wohl Gewissensbisse, doch sie beschwichtigte sie: «Das Huhn gehörte eigentlich nicht mir — doch andererseits gehörte das Korn auch nicht dem Huhn...»

Erst als Jacqueline acht Jahre alt war und ihr erstes Geld verdient hatte (6 Cents pro Stunde in einer Weberei), besass sie ihr erstes Paar Schuhe. Als sie zu einem hübschen Girl herangewachsen war, erlernte sie in einem Salon für Schönheitspflege ihren ersten, richtigen Beruf. Jacqueline war geschickt, anstellig und sparsam. Nicht zu viel Zeit verging und das smarte Mädchen machte sich selbstständig — in Amerika sind solche Dinge etwas leichter zu erreichen...!

Vor einem Vierteljahrhundert begründete sie eine kosmetische Firma — Jacqueline Cochran Cosmetics, Inc. — und wurde sehr wohlhabend. In ihren Schönheitskursen prüfte sie die Reaktion der Frauen, indem sie ihre neuen Präparate in Flaschen gab und bloss Vignetten, die über den Inhalt Bescheid gaben, darauf kleben liess. Namen der Produkte folgten erst, wenn sich diese Tests als erfolgreich erwiesen hatten. Ueber die kosmetischen Präparate sagt Jacqueline Cochran: «ich habe viele Frauen gekannt, die mehr Geld für Kosmetika und Schönheitspflege ausgaben als für Nahrung. Und sie sahen weit vortheilhafter aus! Die meisten Amerikanerinnen essen doch zuviel...»

Handgeschriebene Manuskripte werden nicht angenommen, solche ohne Rückporto nicht zurückgesandt

Redaktion:

Frau Ruth Steinegger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 3 34 10

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Doch Jacqueline Cochran war auch die erste Frau, die schneller als der Schall flog. Vor neunzehn Jahren bekam sie ihre Pilotenlizenz. Im Kriege diente sie in der amerikanischen Luftwaffe (Reserve) und war Lieutenant-Colonel. «J. C.» gilt als furchtlos. Einmal sagte sie:

«Ich fürchte den Tod nicht. Es ist das Leben, das manchmal so schwierig ist! Sterben ist etwas so Natürliches wie geboren werden, essen oder einschlafen...»

Obwohl ihre Gesundheit manches zu wünschen übrig lässt, fliegt Jacqueline Cochran fast 100 000 Meilen im Jahr. Ueber ihre Karriere im Geschäftsleben und «hoch in den Lüften» bemerkt sie, ein wenig nachdenklich:

«Die Formel für den Erfolg im Leben besteht aus vielen Ingredienzen. Es ist niemals die gleiche Mischung. Doch ein Tropfen Glück ist oft ein Ersatz für die richtige Gelegenheit...»

Walter Jelen

Die indische Frau und ihre grossen Probleme

In keinem Lande Europas — abgesehen von Russland — gibt es so viele Frauen in leitenden Stellungen wie in der jungen Republik Indien: von der Frau Minister, Gesandten, Universitätsprofessorin bis zur Chirurgin, Bürgermeisterin, Schullehrerin leisten sie eine konstruktive Arbeit, die keineswegs hinter der der Männer zurücksteht. Jedoch der weit-aus grösste Teil aller Frauen Indiens lebt in Dörfern und kleinen Städten. In den Dörfern, in denen ich einige Zeit verbracht habe — in der Provinz Uttar Pradesh, beiläufig 40 km von der Tempelstadt Benares — leben die Frauen der drei Oberkassen in Frauenhäusern, getrennt von den Männern ihrer Sippe, wie das übrigens in unzähligen anderen Dörfern ebenfalls der Fall ist. Die vierte Kaste, die der Diener und Schwerarbeiter, sowie die Kastenlosen gewähren ihren Frauen, die meist harte und unterzahlte Arbeit leisten müssen, ziemlich uneingeschränkte Freiheit.

Das Frauenhaus der Sippen der «guten» Kasten besteht meist aus einem grossen Hof, um den herum ebenerdige fensterlose kleine Zimmer oder, richtiger Zellen gebaut sind. Jede gehört einer Frau. Das Mobiliar besteht aus einem primitiven Bett und einem Blechküffer, in dem die Bewohnerin ihre Saris aufbewahrt. Ein Vorhang an Stelle der Türe. Hier wohnen alle Frauen der Sippe, oft drei bis vier Generationen, also Ahnen, Grossmütter, Grossantent, Tanten, Nichten, Schwägerinnen und alle Kleinkinder und Säuglinge. Die jungen Frauen dürfen nur in der Abenddämmerung das Haus verlassen, um im Dorf- oder im Ziehbrunnen Wasser zu schöpfen. Meist verhüllen sie ihr Gesicht mit einem Zipfel

ihres Sari. Ab und zu gehen sie, immer in Gruppen, auf eine Wallfahrt zu einer heiligen Städte oder zu Besuch in ihre eigene Sippe. Diese Wallfahrten und Reisen bedeuten angenehme Ereignisse in der Einöde des Alltags.

Die älteren Frauen dürfen frei ein- und ausgehen. Das Feueranzünden und Kochen ist eine komplizierte tägliche Aufgabe. Es sind gleichfalls die älteren Frauen der Sippe, welche das fertige Essen ins nahe Männerhaus bringen. Familienmahlzeiten sind unbekannt. Die Ehemänner dürfen ihre Gattinnen an bestimmten Tagen besuchen, doch gilt es als wolverzogen und respektabel, nach Sonnenuntergang zu kommen und vor der Morgendämmerung das Frauenhaus zu verlassen. Allem Instinkt — und Gefühlsmässigen begegnet der Inder mit der grössten Reserve und dem grössten Schamgefühl. Die Frauen müssen dem Gatten und der Schwiegermutter gehorchen und lachhafte Regungen zurückstellen. Dieses soziale System fordert einen hohen Grad an Selbstbeherrschung und Gemeinschaftssinn. Es bietet den Frauen wenig persönliche Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit. Hingegen bietet es lebenslangliche soziale Sicherheit. Verlassene, einsam hausende Frauen gibt es in Indien nicht. Die Grossfamilie nimmt das allerentfernteste Familienmitglied auf, gibt ihm in ihrem Schooss entsprechende Arbeit und nährt und schützt es bis zum Lebensende.

Heute hat die indische Frau dieselben Rechte wie der Mann, so z. B. das aktive und passive Wahlrecht. Alle Berufe stehen ihr offen, ohne Rücksicht auf die Kaste. Doch wie die Hunderte Millionen Dorfbewohner davon überzeugen, von diesen Rechten Gebrauch zu machen? Ungezählte dörfliche Inderinnen leben heute noch so wie ihre Vorfahren vor 2000 Jahren gelebt. Zunächst gibt es, wie schon gesagt, eine kleine Minorität indischer Frauen, deren Dynamismus, Intelligenz und Bildung in nichts hinter dem der hervorragenden westlichen Frauen zurückstehen. Der Kontrast ist erstaunlich und könnte tragisch scheitern. Tradition, ungezählte Vorurteile und nicht zuletzt der sehr tiefe Lebensstandard sind vorläufig noch unüberwindlich scheinende Hindernisse zur Verwirklichung der allen Frauen zustehenden Rechte. Trotzdem wird sich der Fluss der Entwicklung nicht aufhalten lassen. Oft habe ich beobachtet, dass Frauen mit welcher Güte und Toleranz hochgebildete Inderinnen ihren dörflichen Schwestern begegnen und versuchen, eine zeitliche und psychologische Klüft von 2000 Jahren und mehr zu überbrücken, durch Geduld und Verständnis. Einstein hat einmal gesagt, es sei leichter, ein Atom zu sprengen, als eingewurzelte Vorurteile auszurotten. Indien kämpft einen harten Kampf gegen uralte Gewohnheiten und Vorurteile. Seine sozialen Probleme sind nicht minder schwerwiegend als seine politischen und wirtschaftlichen. Sie sind alle untereinander verknüpft und durcheinander bedingt. Wie lange es brauchen wird, um die moderne Gesetzgebung Indiens im praktischen Leben zu verwirklichen und den allgemeinen Lebensstandard zu heben, das kann nur die Zukunft lehren.

Myriam Orr

Veranstaltungen

SCHWEIZ. ARBEITSGEMEINSCHAFT «FRAU UND DEMOKRATIE»

Achte Jahresversammlung

Samstag, den 24. März 1962, in Bern, Neueneggasse 20

Vormittags 10.30 Uhr:

Statutarische Geschäfte; Aufnahme neuer Mitglieder.

Nachmittags von 14.15 Uhr an:

14. staatsbürgerlicher Informationskurs

1. «Die schweizerische Landwirtschaft im Rahmen der neuen europäischen Entwicklung»; Referent: Herr Dr. E. Jaggi, Präsident des VOLG, Winterthur.

2. «Die Schweiz im Kalten Krieg»; Referent: Herr Prof. Dr. Walter Hofer, Prof. der Geschichte an der Universität Bern.

Zu diesen bedeutungsvollen Vorträgen im Dienste der geistigen Landesverteidigung erwartet zahlreichen Besuch: Im Namen des Vorstandes

die Präsidentin: Dr. Ida Somazzi.

LYCEUMCLUB ZÜRICH

Montag, 19. 15 Uhr: Besichtigung der Schenkung Kurt Sponagel in der Graphischen Sammlung der ETH (Graphica von Fritz Pauli, Ignaz Epper, Robert Schürch) mit einleitendem Referat durch Herrn Kurt Sponagel.

Montag 26. 17 Uhr: Vortrag von Mary Hottiger: «In Defence of the Crime Story».

Vorabende: Montag, 2. April, 17 Uhr: Vortrag von Frau Annemarie Schwytzer, Auslandskorrespondentin, Bern: «Die Iberische Welt (Spanien und Portugal)».

SCHWEIZERISCHE VEREINIGUNG DER FREISINNIGEN FRAUENGRUPPEN

Delegiertenversammlung 1962 in Burgdorf 24./25. März

Samstag, 16.00 Uhr: Referat von Nationalrat E. Studer, Burgdorf «Die parlamentarische Arbeit der Radikal-demokratischen Fraktion der Bundesversammlung».

Forumgespräch «Frauengruppe und Partei». Vortrag von Frau H. Schärer-Rohrer, Mühleturmen: «So erlebte ich Kanada». Vom Atlantik zum Pazifik.

Sonntag, 10.00 Uhr: Delegiertenversammlung, statutarische Geschäfte, gemeinsames Mittagessen. Anschliessend kleine Carundfahrt, gespendet von der Frauengruppe Burgdorf: «Unser schones Emmental».

Die Präsidentin: Claire J. Schibler-Kaegi Die Vizepräsidentin: Antoinette Fierz-Monnier



hugo peters

«Holsa 15», aus unserem Programm moderner Schlafmöbel. Holzart nach Wunsch. Fr. 254.-
Grösse 90/190cm
Fuas-Hochlagerung, Keil Fr. 294.50
einfache Formen ab Fr. 98.-
Dazu DEA, Rosshaar- und Schaumgummimatrizen. Nach individuellen Wünschen - möglich weich - beliebig hart- oder extra warm.

Selbstbau, Linsental 3 Telefon 24 73 79

hugo peters



Für Ihr Wohlbefinden
Midro-Tee
Gegen Verstopfung
Kein Kochen, kein Aburühren



IDEAL

Ihr Geld
kann Ihnen mehr Zinsen bringen! Seriöser Liegenschaftsbesitzer vergütet auf Beträge von Fr. 1000.— bis 5000.—

6% Zins
Anfragen erbeten an Postfach 25 755, Luzern 6.

Rheumasalbe
Ärztlich empfohlen. In Apotheken und Drogerien.

4 Masshäanden
in Zwirnappaline, Seifen, und gestreift, ab nur Fr. 100.—
Reiche und zuverlässige Handwebparaturen
Peter Stoll
Handwebfabrikation Zürich 7922, Hedwigsstr. 25
Tel. 051/24 56 12



PFAFF

Können Sie sich eine Nähmaschine vorstellen, die alles bietet, was Sie sich zum praktischen Nähen schon erträumten? Eine Zickzack-Automatic, die bei einfachster Handhabung Knopflöcher näht, die ohne Schablonenwechsel unzählige Stickerleinen hinzubaut, ja Ihnen sogar die mühsame Einleiste abnimmt! Eine solche Traummaschine ist die PFAFF Portable. Sie reagiert sogar auf Tastendruck und hat noch viele weitere Vorteile.

Tapeten A.G.
DECORATIONSGESTALTUNG
VORLÄGE

ZÜRICH, Fraumünstersstr. 8, Tel. 25 37 30

BUCHHANDLUNGEN

Basler Missionsbuchhandlung
Missionsstrasse 21 Basel 3
Seit 144 Jahren rascher und zuverlässiger Versand



Laveur Manchon Laniere

aus Rilsan

neuartiger Topfreiniger SIH-geprüft
idealer Massage-Waschring
solides Massageband mit zwei starken Griffen

leicht zu spülen schnell trocken auskochbar unverwundlich
für Ihre Hauptpflege regt die Blutzirkulation an erhöht die Geschmeidigkeit Ihres Körpers
erhält schlank und jugendlich

erhältlich in guten Detailgeschäften

ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, TELEPHON (071) 738 45

Schweizer Mustermesse Basel
31. März - 10. April 1962



In 21 Hallen und 27 Gruppen zeigt die Schweizer Industrie ihre Qualitäts-Erzeugnisse. Tageskarten Fr. 3.— am 4., 5., 6. April ungültig. Besondere Einkaufertage: 4., 5., 6. April. Einfache Bahnbillette für die Rückfahrt gültig.

Vieux Châtel

Post Essertines, s/Rolle, das schöne, gepflegte Landhaus inmitten von Wiesen und Wald, in herrlicher, ruhiger Aussichtslage am Genfersee, empfängt von 1. April bis 15. Oktober einige

Paying Gests

die Ruhe, Erholung, evtl. Diät nötig haben. Tel. (021) 75 19 26. A. E. Frank-Hottinger, Dipl. Diätetikerin. — Wenig Zimmer, frühzeitig reservieren bitte.

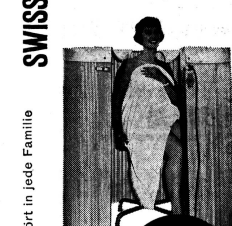
Junge nette Tochter mit vielseitigen Interessen sucht

Freundin

zum Verbringen der Freizeit, usw. Offerten unter Chiffre A 9714 Y an Publicitas Bern.

SWISS INFRA SAUNA

schenkt Lebensfreude und Widerstandskraft



Der gute Helfer bei Kopulanz Rheuma Arthritis Erkältungen

gehört in jede Familie

Verlangen Sie noch heute Prospekte!

CH. ROSSI & CO., AG, Küssnacht-ZH
Postfach 90 Telefon (051) 90 17 55

90% aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame